

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 48

Artikel: Der Römerbrunnen [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Werner Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER RÖMERBRUNNEN

Erzählung von Werner Johannes Guggenheim

1. Fortsetzung

Alle Rechte vorbehalten!

„Halt deinen Schnabel! Ich verstehe kein Wort“, sagte Schnipsli und hörte wieder aufmerksam zu, was der Gesprächspartner am andern Ende des Drahtes zu berichten hatte. Lukas zappelte vor Ungeduld.

„Was? Ob wir was wissen?“ fragte Schnipsli.

„Was? Was?“ drängte Lukas. „Wer ist denn am Telephon?“

„Nein, wir wissen gar nichts.“

„Was wissen wir nicht?“ forschte Lukas. Aber Schnipsli winkte ab, während sie ins Telephon sagte: „Ja, wir sind daheim. Kommen Sie, wann es Ihnen passt. Ja, gut. Auf Wiedersehen.“ Dann hängte sie ein.

„Kannst du mir denn nicht endlich sagen, wer telephonierte hat?“ Lux beeilte sich, den Schaum von den Wangen zu schaben und sich abzutrocknen. „Wer hat telephonierte?“

„Dein Freund Rieter.“

„Warum lässt du mich nicht ans Telephon?“

„Wärst du früher aufgestanden.“

„Was wollte er denn?“

„Er kommt her.“

„Warum? Ist etwas Besonderes los?“

„Er hat nichts weiter gesagt. Er hat nur gefragt, ob wir etwas wissen.“

„Was wissen?“

„Das hat er eben nicht gesagt.“

„Was kann das denn sein? Am frühen Morgen? Sicher nichts Gefreutes. Am frühen Morgen um diese Zeit kommt nie etwas Rechtes. Das kennen wir.“ Inzwischen war Lux in Hemd und Hosen geschlüpft und kam nun zum Frühstück, das an einer Ecke des grossen Tisches bereit stand. Er biss mit Appetit in die mit Honig bestrichene Brotscheibe.

„Ist der Pöstler eigentlich schon dagewesen?“ fragte er nach einer Weile.

„Er hat bis jetzt noch nicht geläutet.“

„Wer weiss, vielleicht bringt er etwas Rechtes. Es wäre bald Zeit.“ Er trank mit Behagen seinen Kaffee, schenkte sich eine zweite Tasse voll und rührte den Zucker um. „Das ist eigentlich etwas sehr Merkwürdiges, wenn man darüber nachdenkt, die Post“, sagte er. „Im Grunde genommen ist das etwas Geheimnisvolles und Wunderbares. Stell dir das einmal vor, wie so ein Brief langsam auf einen zukommt, was da alles geschehen muss, bis man ihn hat; wieviel Leute sich damit beschäftigen müssen. Zuerst muss jemand ihn schreiben. Und bis wir nur das Papier haben, und die Schreibmaschine, das Farbband, den Briefumschlag, die Marke, die gezeichnet worden ist, dann geätzt und gedruckt und geleimt, kommen wir schon einmal um die ganze Erde herum. Und dann wird der Brief zur Post gegeben, reist, fährt vielleicht mit einem Schiff übers Meer, oder mit einem Flugzeug, zuletzt mit der Bahn, dann wird er sortiert, und schliesslich bekommt ihn ein netter, freundlicher Mann, ein ahnungsloser Pöstler. Und dann ist der Brief da. Und mit jeder Post könnte es sein, dass es kommt. Das grosse Es. Es könnte sein, dass sich das Leben vollkommen verändert, nur deshalb, weil der Pöstler einen Brief gebracht hat.“

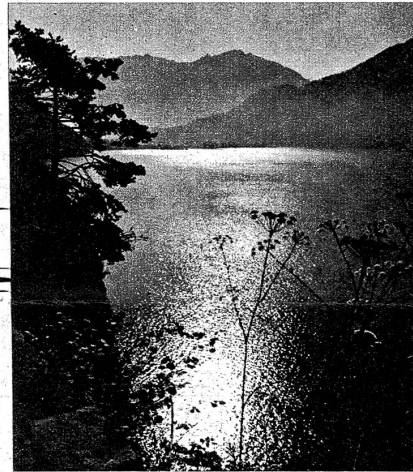
Merkwürdig, sehr merkwürdig. An jedem Morgen, um die gleiche Zeit ungefähr, da könnte es kommen.“

„Was denn?“

„Eben das Es, das grosse Es. Etwas Neues, etwas Gefreutes, oder vielleicht auch etwas ganz Ungefrees. Das, was das Leben mit einem Schlag ganz verändert. Man könnte eigentlich sein ganzes Leben damit zubringen, auf die Post zu warten.“

„Das möchte ich aber doch lieber nicht empfehlen.“

„Oh Schnipsli, du bist so furchtbar real. Hast du am



Stille Stunde

*Wie lieb ich doch die stille Stunde,
Die mich von Hast und Lärm befreit
Und meiner Seele reiche Kunde
Vom Leben der Natur verleiht!*

*Dann sehe ich in stillem Staunen
Der Elume in dem Werden zu...
Hör Wald und Bäche Lieder raunen...
Und mich erfüllt ersehnte Ruh.*

*Nun bin ich eng mit dir vereinigt,
Urewig Leben der Natur,
Und meine Seele, neu gereinigt,
Fühlt deine Kraft in Wald und Flur!*

M. R. Allemann

Ende schon wieder Angst, ich könnte vor lauter auf die Post warten, mein Plakat nicht machen?"

Schnipsli lachte ihn an: „Zuzutrauen wär es dir schon.“

„Früher“, sagte er, und bemühte sich, seinen Worten einen schwermütigen Klang zu geben, „früher habe ich doch wenigstens noch gewusst, auf was ich gewartet habe. Da hat mir hin und wieder ein nettes Mädchen einen Brief geschrieben. Aber sie schreibt mir nicht mehr.“

„Sie hat es auch nicht mehr nötig.“

„Nein. Sie schmeisst mich jeden Morgen aus dem Bett, wenn ich noch gern schlafen möchte.“

„Sei du froh, dass du mich hast.“

„Ich bin ja auch froh. Aber das ändert nichts daran, dass ich noch gern länger geschlafen hätte...“

„Und was noch?“

„Schlafen... vielleicht auch träumen...“

„Du bist ja gar nicht so ein Faulpelz, Lux, als was du dich aufspielst.“

„Natürlich bin ich das nicht. Ich bin ein Träumer.“

„Und sonst fehlt dir nichts?“

„Schrecklich, Schnipsli, dass du das nicht verstehst.“

„Lukas, der unverständene Mann! Köstlich!“ Sie lachte ihn mit allen ihren schönen Zähnen zwischen den roten Lippen an. „So, nun ist es aber Zeit, dass ich etwas tue“, sagte sie abschliessend und begann aufzuräumen. „Das berühmte Plakat wird also heute endlich zu Faden geschlagen?“

„Ja, ja, ja, das berühmte Plakat kommt jetzt gleich dran.“

Es wurde aber zunächst noch nichts aus dem Arbeitsbeginn, denn Lux hatte kaum die grossen Zeichnungsblätter und die Entwürfe auf dem Tisch ausgebreitet, als die Klingel schrillte.

„Wer kann das sein?“

„Der Rieter vielleicht.“

„Oder die Post... Die Wunderfee in Gestalt eines eidgenössischen Postbeamten. Soll ich gehn oder gehst du?“

Die Holzstiege, die ziemlich steil vom letzten Stockwerk zu dem höchsten, unter dem Dach gelegenen Wohnraum hinaufführte, knarrte unter schweren Tritten. Herr Birrmoser mit seinem schon ergrauenden Seehundsschnurrbart war eher beleibt und auch nicht mehr der Jüngste. Er verschnaufte sich ein wenig, bevor er anklopfte. Schnipsli hatte gerade den kleinen Schlüssel zum Briefkasten vom Nagel genommen und wollte zur Tür hinaus, als angeklopft wurde. Sie öffnete. Herr Birrmoser führte freundlich lächelnd die Hand lässig an den Mützerand und trat herein.

„Guten Morgen miteinander.“

„Guten Morgen, Herr Birrmoser. Was? Sie kommen selber die ganzen Stiegen herauf? Was gibts?“ begrüßte ihn Schnipsli.

„Guten Morgen, Herr Birrmoser“, sagte Lux und kam hinter dem Tisch hervor. „Haben Sie am Ende etwas Eingeschriebenes?“

„Sie wohnen sehr hoch oben, sehr hoch oben“, sagte der Pöstler, nahm die Mütze ab, um seinen spärlichen Haarwuchs zu lüften. Die Mütze legte er mit dem roten Futter nach oben auf den Tisch und begann in seiner grossen Ledertasche herumzukramen. „Sehr hoch oben wohnen Sie, Herr Schwerdtlin. Und ich möchte ja nicht viel sagen, wenn ich etwas Rechtes zu Ihnen hinaufbringen müsste, aber es ist etwas, was ich ganz meineidig ungern herumtrage. Die Leute nehmen einem das geradezu persönlich übel, wenn man ihnen einen solchen Fackel bringt. Und dafür klettere ich die meineidig vielen Stiegen meineidig ungern hinauf. Ich

möchte Sie nur bitten, nehmen Sie es mir nicht übel, ich kann nichts dafür. Eigentlich, muss ich sagen, ist es eine Zumutung, dass dieser Fackel von mir getragen werden muss. Aber Sie können sich trösten, Herr Schwerdtlin, ich muss mehr solche Fackel umeinandertragen, als mir recht ist, und zu Leuten, von denen man es gar nicht für möglich halten würde.“

Lux hatte die wortreiche Erklärung mit gemischten Gefühlen angehört. „Muss ich unterschreiben?“ fragte er.

„Nein“, sagte Birrmoser und schüttelte den Kopf. „Ich muss selber unterschreiben.“ Inzwischen hatte er ein grosses, bedrucktes Blatt entfaltet. „Lukas Schwerdtlin, Bildhauer, Altgasse 16, fünfter Stock. Das sind sie also.“

Lux nickte lachend.

„Sie entschuldigen, ich muss das sozusagen amtlich feststellen, denn ich muss Ihnen diesen Fackel da überreichen.“ Inzwischen hatte er den Kopierstift gezückt. „Zugestellt an Herrn Schwerdtlin. Birrmoser. Welchen Tag haben wir heute? Den 9. Mai. So.“ Er hatte vor sich hin gesprochen und geschrieben. Nun riss er die eine Hälfte des Bogens ab und reichte sie Schwerdtlin. „Diese Einrichtung hat man offenbar deshalb getroffen, weil dieser Fackel sonst unanbringbar wäre, wenn der Empfänger selber unterschreiben müsste. Mancher würde einfach nicht unterschreiben. Ja. Aber es ist eigentlich eine sehr, eine sehr merkwürdige Zumutung an einen Pöstler, dass man einen zwingt, solche Sachen da anständigen Leuten zu überreichen.“

„Was ist es denn?“ erkundigte sich Schnipsli.

„Zahlungsbefehl für die ordentliche Betreuung auf Pfändung oder Konkurs.“ Lux betrachtete das Formular mit hochgezogenen Brauen. „Nett. Vielen Dank, Herr Birrmoser.“

„Nichts für ungut, Herr Schwerdtlin.“

„Und etwas Gescheiteres haben Sie nicht für uns?“ fragte Schnipsli.

„Für Sie, Fräulein Zurburg, da die ‚Marie-Claire‘. Ein hübsches Mädi ist auf dem Titelblatt. Sehr hübsch. Ja. Die wissen was schön ist, in Paris, in Sachen...“ sagte der Pöstler, während er Schnipsli die Zeitschrift gab. Geniessereich sog er seinen Hängeschnurrbart zwischen die Lippen. „Und da sind noch zwei Drucksachen. Nichts Besonderes.“ Er legte zwei Reklameprospekte auf den Tisch.

„Merci.“

Birrmoser wandte sich zum Gehen, nahm seine Mütze, stülpte sie auf den Kopf. „Also dann adieu miteinander. Nehmen Sie sich die Sache nicht mehr zu Herzen als nötig, es kommt wieder einmal besser. Adieu miteinander.“

„Leben Sie wohl, Herr Birrmoser.“

Der Pöstler trabte die knarrende Stiege hinunter.

„Da hättest du ja dein grosses Es, mein Lieber“, stichelte Schnipsli. „Es ist wirklich der Mühe wert, sein Leben lang auf die Post zu warten.“

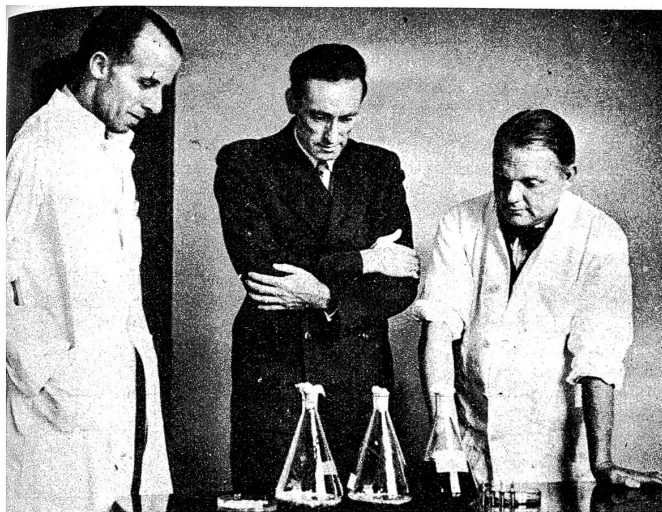
„Richtig. Das ist ungefähr gerade das, was man am frühen Morgen am liebsten bekommt. Dafür hat es sich freilich gelohnt, mich mitten in der Nacht aus dem Bett zu schmeissen.“

„Wer schickt dir das eigentlich?“

„Motzbacher, für den Radioapparat. Nett. Sehr nett. Aber so sind die Leute. Zuerst laufen sie einem das Haus ein, stellen einem den Apparat ins Zimmer. ‚Ganz unverbindlich, selbstverständlich. Sie können ihn acht Tage lang zur Probe haben. Wenn Sie ihn nicht behalten wollen, nehmen wir ihn kostenlos zurück. Sonst genügt eine Anzahlung von fünfzig Franken.‘ Zufällig hat man gerade einmal fünfzig Franken. Und man hat auch Mitleid mit den Leuten. Schliesslich muss ihnen ja irgend jemand die Sachen abkaufen. Man behält den Lärmkasten. Und wenn man ihn später nicht zahlen kann, wären die fünfzig Franken An-

Bierquelle

Casino



Auch Dänemark stellt jetzt Penicillin in kleinen Mengen her. Wir zeigen hier die Ingenieure einer chemischen Fabrik mit — in der Mitte — dem dänischen Penicillin-Forscher Prof. Dr. K. A. Jensen



Diese Menge an Penicillin — Schale links — wird monatlich in einer dänischen Fabrik hergestellt. Es sind 200 Gramm, die zur Heilung von 20 Patienten genügen

PENICILLIN

die neueste Geheimwaffe

Inmitten der grossen Trübsale der heutigen Zeit ist es ein grosser Trost feststellen zu können, dass nicht die ganze Menschheit für das Werk der Zerstörung arbeitet. Wenn es Wissenschaftler gibt, die ihr Wirken dafür einsetzen, um todbringende Waffen zu erfinden, so gibt es gottlob auch solche, die Nächte durchwachen, um das Reich des Todes immer mehr einzudämmen.

Ein solcher Mann und Wohltäter der Menschheit ist der englische Gelehrte Prof. Dr. Alexander Fleming, der Erfinder des Penicillins, dieser neuen « Geheimwaffe » des Lebens. Das Penicillin ist das Resultat von mühsamen Beobachtungen, die mehr

als zehn Jahre gedauert haben. In all diesen Jahren suchte Fleming nach einem Antiseptikum, das die Bakterien mit tödlicher Sicherheit zerstören, den menschlichen Organismus aber unangetastet lassen sollte. Das Penicillin ist in seiner Wirksamkeit unserem Cibazol nicht unähnlich. Es heilt Blutvergiftungen, Gehirnhaut-, Knochenmark-, Lungenentzündungen und Geschlechtskrankheiten.

Das neue Heilmittel blieb zuerst für die alliierten Soldaten reserviert. Seit Mai dieses Jahres ist es nun auch der Zivilbevölkerung zugänglich. Sowohl in England als auch in den Vereinigten Staaten und in Russland sind in letzter Zeit sehr viele Fabriken entstanden, die Penicillin herstellen. Auch in Dänemark ist es bereits gelungen, das kostbare Heilmittel in kleinen Mengen zu fabrizieren. Neulich wurde auch gemeldet, dass Penicillin aus USA nach Spanien exportiert wurde.

Die Penicillinfabrikation umfasste im März dieses Jahres nicht weniger als 40 Milliarden Oxford-Einheiten gegenüber 400 Millionen Einheiten für das erste Halb-



Prof. Dr. Alexander Fleming, der Erfinder des Penicillins, wurde für seine Verdienste vom englischen König in den Adelsstand erhoben. Die Meldung, wonach er den Nobelpreis für Medizin erhalte, hat sich indessen nicht bestätigt

jahr 1943. Das neue Heilmittel ist einstweilen allerdings noch sehr teuer, kostet doch beispielsweise jene Menge, die man zur Heilung einer Blutvergiftung benötigt, 35 Dollar. Es bestehen aber durchaus Aussichten, dass Penicillin nach dem Krieg viel billiger wird. Es wird dann zweifellos unendlich viel Gutes tun, was im Interesse der Menschheit nur zu begrüßen ist.

(Bildbericht Photopress, Zürich)

zahlung verloren. Und am Ende, schicken sie einem einen Zahlungsbefehl, und bis der ganze Zauber bezahlt ist, kostet es noch die Hälfte mehr. Aber du hast ja keine Ruhe gegeben. bis ich den Radaukasten behalten hatte.“

„Wir waren beide dafür.“

„Darüber wollen wir nicht streiten. Tatsache ist jedenfalls, dass wir in der Tinte sitzen. Denn ich habe keine Ahnung, wovon wir bei unserer beständigen Klemme die hundertachtzig Franken hernehmen sollen. Schliesslich müssen wir ja auch sonst noch gelebt haben, und das Zigarettenrauchen kann ich mir nun einmal nicht abgewöhnen...“

Lukas hatte inzwischen das unerwünschte Amtspapier in eine Schublade gesteckt, unter andere Papiere, darunter einige ungeöffnete Briefe, bei deren ihm schon der Absender so verdächtig vorgekommen war, dass er sich davon nichts Gutes hatte versprechen können. Dann hatte er sich wieder an seine Arbeit gemacht, während Schnipsli rasch und gewandt das Zimmer aufräumte. Sie hatte das Frühstücksgeschirr zum Abwaschen beiseite gestellt; über das Bett, das in der Hauptsache aus einer grossen Matratze auf Holzfüssen bestand, einen farbigen Ueberwurf gebreitet und ein hübsches, grosses Kissen malerisch in eine

Ecke verstaut. Daneben wurde eine alte, oft geflickte und verwaschene Stoffpuppe gesetzt, ein abenteuerliches Geschöpf, das Schnipsli heiss liebte. So bekam der verwinkelte Dachraum immer mehr sein wohnliches Tagesgesicht, obwohl er mit sehr verschiedenen und nicht recht zusammengehörigen Dingen angefüllt war. Eine lebensgrosse Ankleidpuppe stand da, Stoffe und Stickereien waren daran angeheftet, und daneben auf einem Hocker lagen noch Stoffe und Muster in verschiedenen Farben, Seide und Schleier. Die Wände waren behängt mit Zeichnungen, grossen und kleinen Entwürfen, Aktstudien, Gesichtsmasken, Reliefabgüssen. Ein runder, eiserner Ofen stand etwas abseits im Raum, und das schwarze Kaminrohr zog sich in grossen Windungen wie eine Riesenschlange unter der abgeschrägten Decke hin zum Abzugsloch. Auf einem niedrigen Wackeltisch stand das Telephon. Der Radioempfänger, der die ohnehin schon ungeordneten Vermögensverhältnisse des Bildhauers Lukas Schwerdtlin nunmehr vollends in ein Chaos zu verwandeln drohte, thronte schlicht, harmlos und nichtsahnend auf einem, ebenfalls ziemlich wackligen Gestell, dessen Regale mit Kunstbüchern und Romanen vollgestopft waren. Darüber hing eine grosse Photographie des herrlichen Davidkopfes von Michelangelo.

(Fortsetzung folgt)